

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 102 (1976)
Heft: 29

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

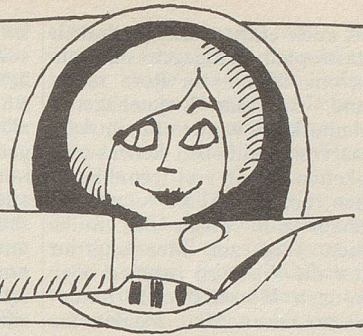
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Die Geschichte von den siebenhundert Milliarden

Und es begab sich, dass die Regierungen der Erdenländer umgerechnet 700 Milliarden Schweizer Franken zuviel in ihren Kassen hatten. Das war eine erfreuliche Summe «gefundenen» Geldes und sie taten sich zusammen und beratschlagten, wie sie es am nutzbringendsten ausgeben wollten.

Sie mussten nicht wochenlang beraten, und es gab keine hitzigen Wortgefechte, denn schon von Anfang an waren sich alle einig, dass dieses Geld unbedingt zum Wohle der gesamten Menschheit verwendet werden müsse. Also beschlossen sie, in allen Ländern, in welchen Analphabetismus herrschte, mehr Lehrer auszubilden, Schulen einzurichten und jedem Kind eine mindestens achtjährige Schulzeit auf Staatskosten zu garantieren; denn sie hatten richtig erkannt, dass Analphabetismus eine Quelle der Unwissenheit und Armut ist. In den Ländern der Dritten Welt sollten ferner genügend Mediziner und Krankenpflegepersonal ausgebildet, Spitäler gebaut und mit allem Notwendigen versorgt werden, und zwar nicht nur in den Städten, sondern auch in entlegenen Landesteilen. Auch sollte man alle von Lepra und anderen Krankheiten Geplagten aufspüren, sie medizinisch und seelisch betreuen und wenn irgend möglich wieder in die Gesellschaft eingliedern. Letzteres galt auch für alle körperlich und geistig Behinderten, sowohl in den Entwicklungs- wie auch in den sogenannten zivilisierten Ländern.

Die Slums am Rande der Grossstädte sollten abgerissen und durch menschenwürdige Behausungen ersetzt werden. Ferner sollten genügend Arbeitsplätze geschaffen werden, so dass jeder ein bescheidenes Auskommen hätte. Dadurch versprach man sich auch einen Rückgang des Alkoholismus. Alle Arbeiter, vornehmlich diejenigen auf den Kaffee- und Bananenplantagen Afrikas und Lateinamerikas soll-

ten Löhne erhalten, die es ihnen erlaubten, sich und ihre Familien anständig durchzubringen. Kein Jugendlicher sollte mehr Hilfsarbeiter werden müssen, nur weil seine Eltern zu arm waren, um ihm eine Ausbildung zu finanzieren. Den Wissenschaftlern wollte man Gelegenheit geben, sich durch gewisse finanzielle Zuwendungen vermehrt für die Erforschung von Krankheiten einzusetzen. Verfallende Kunstwerke sollten restauriert und Gewässer gereinigt werden, allen voran der Rhein und das Mittelmeer. In den Dürregebieten sollte man Brunnen und Wasseradern bauen und so das Land wieder fruchtbar machen. Zudem sollten Gebiete, in denen man einst Wälder kahlgeschlagen hatte, wieder aufgeforstet werden.

In gewissen orientalischen Ländern wollte man die Bauern unterstützen, so dass sie nicht mehr auf den Anbau von Mohn angewiesen waren. An erster Stelle aber wurde die Ausarbeitung eines Programms zur besseren Verteilung der Lebensmittel dieser Erde beschlossen, so dass nicht zwei Drittel der Menschheit ständig am Hungertuch na-

gen müssten, derweil die Angehörigen des restlichen Drittels Früchte, Fleisch und Brot in rauen Mengen in den Abfallkübel warfen, weil ihre Mägen den Ueberfluss nicht mehr zu fassen vermochten.

Am Ende der Beratungen stand ein Abgeordneter der Schweizer Regierung auf und erklärte, dass alles sei ja schön und gut, aber 700 Milliarden würden auf lange Sicht gesehen doch nicht reichen, und am besten wäre es, die Lösung dieser Probleme den privaten Hilfsorganisationen zu überlassen.

Worauf ihm die andern zu bedenken gaben, dass man ja nächstes Jahr wiederum 700 Milliarden zur Verfügung hätte, wenn nicht gar noch mehr, und so fort jedes Jahr. Und dann gingen sie alle hin, liessen planen und bauen, ausbilden und forschen, lehren und pflegen, restaurieren und reinigen, aufforsten und bewässern, pflanzen und ernten und gerecht verteilen. So einfach war das.

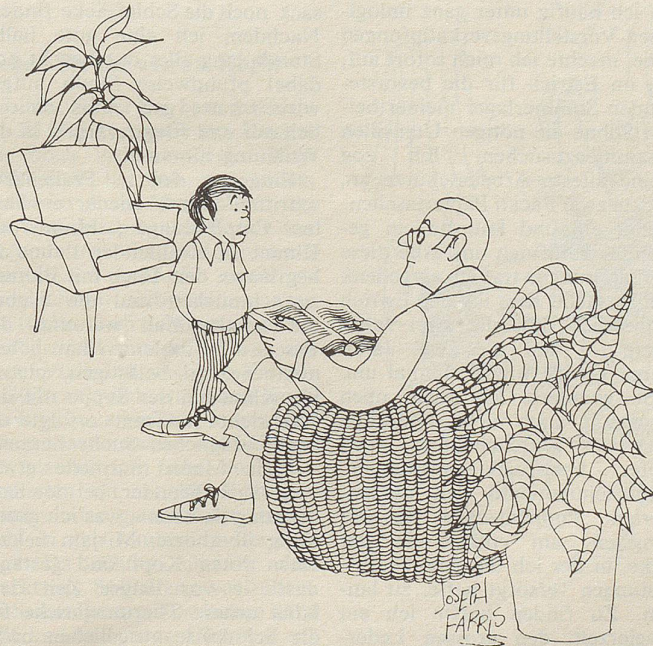
Die Geschichte ist leider ein Märchen, Ausgeburt eines weltfremden Weibernirns. Die 700 Milliarden Franken wurden näm-

lich im letzten Jahr von den Regierungen der Erde für Kriegsmaterial ausgegeben. Um sich damit früher oder später gegenseitig totzuschliessen und zu vergiften, sprich auszurotten. Und so werden dann, wenn es einmal so weit ist, obige Probleme mit einem Schlag gelöst sein. So einfach ist das.

Rucksackkinder aus den USA

Nun werden sie wieder in Scharen unsere Städte bevölkern, die Rucksackkinder. Seit es die billigen Zugabonnemente für Jugendliche gibt, nutzen sie die Gelegenheit und streifen kreuz und quer durch Europa. Einige von ihnen lernte ich durch Vermittlung unserer Töchter kennen; alle waren unkompliziert und anpassungsfähig und brachten nebst ihren farbigen Nylonkommoden auch einen Hauch von Ferne und Grösse mit, von Peteredem, Arc de Triomphe und Meerjungfrau.

Nicht so Nancy, Peggy und Connie aus Connecticut, USA, die sich eines Abends für eine Woche Zürcherferien anmeldeten. Sie sagten nur immerzu Bahnhof. Schon beim ersten Nachtessen lobten sie nebst dem Greyerzer Käse überschwänglich unseren sauberen Bahnhof. Er sei, verglichen mit dem Bahnhof in Limerick (Eire), ein Bahnhof zum Verlieben und Verweilen, einer mit ordentlichen Telefonkabinen, herrlichen Bathrooms (sie sagten Bäasrums und meinten WC) und jedermann spreche Englisch. Ich bedauerte einen kurzen Augenblick heftig, nicht mehr in Bern zu wohnen; was ich dort an Bahnhof hätte bieten können! Dass man immerzu Autogeschichten erzählt, gehört bald zur guten Allgemeinbildung. Was man aber erst aus Bahnhöfen an Erlittenem und Philosophischem herausholen kann, wurde mir doch erst klar bei diesen drei Globetrottern. Hier einige heisse Tips für Unerfahrene: Im Gare de l'Est in Paris spricht man erstaunlicherweise nur französisch, auch an den Schaltern; die dortigen Bäasrums



«... und Vati, was bedeutet ein ungestörter friedlicher Abend daheim?»

sind auch entsprechend, nämlich katastrophal. Hingegen sind die Stazioni Termini in Rom really grand, und im Kopenhagener Bahnhofskiosk werden prachtvolle Dias von sämtlichen Sehenswürdigkeiten, sogar von fremdländischen, angeboten. Es lohnt sich deshalb z. B. nicht, den mühsamen Weg zur Meerjungfrau unter die Füsse zu nehmen oder gar nach Marseille oder Barcelona zu reisen. Bitte meiden Sie übrigens die Bahnhöfe dieser beiden Städte. Zwar liegen sie sozusagen vor den Toren Zürichs, lumpige 15–25 Bahnstunden entfernt, aber aus ihren lottrig montierten Wasserhähnen fliesst eventuell lauter Nichts, kein Tropfen, und das bei ca. 39° im Schatten!

Nebst Bahnhöfen war das Badezimmer – diesmal das richtige – bevorzugter Aufenthaltsort der Mädchen. Für Shopping, ihren Lieblingssport, blieb nicht viel Zeit; für Chagall-Fenster, Altstadtbummel, Seefahrt oder sonstigen Firlefanz erst recht

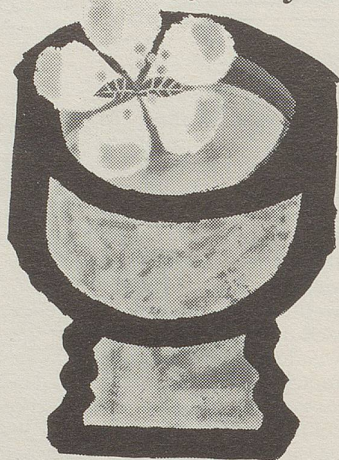
keine. Nach einem späten Frühstück, mit Greyerzer Käse natürlich, erhob sich jeweils grosses Rauschen aus der Nasszone. Vor allem wurde nicht nur mehrmals geduscht und versichert, man sei immerzu staubig, sondern gleich auch noch täglich das Haupt shamponiert, gewickelt, gewichst und gebürstet. Wer schreibt denn nur immer, tägliches Waschen schade den Haaren? Meine Amerikanerinnen spazierten mit einer prachtvollen Mähne herum, die fast eine Sehenswürdigkeit gewesen wäre wie die Meerjungfrau in Kopenhagen. Zweifelern schicke ich gerne eine Foto.

Natürlich wanderte auch immerzu der ganze Kleiderhaufen durchs Lavabo oder durch die Waschmaschine, je nachdem. Auch Jacken, die unsereins nur behutsam in die Chemische getragen hätte, warfen sie hygienetrunk in den Schaum. Einiges verfärbte sich, einiges schrumpfte, aber das gab nur Vorfreude für erneutes Shopping.

Nun, die Mädchen verreisten makellos entstaubt am siebten Tag, nicht ohne uns gerührt für den gebotenen Komfort gedankt zu haben. Ein Tag Luzern war noch auf dem Programm und nachher gerade Zagreb. Von dort erhielten wir eine Postkarte mit der dringenden Warnung, nie die dortigen Bahnhof-Toiletten aufzusuchen. Sie seien noch schlimmer als diejenigen von Marseille.

Theresli

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

Fräse mit unserem Zweierzelt und einem Schlafsack in Nepal unterwegs war und der Töme den zweiten Schlafsack nebst Rucksack für ein Klassenlager gebraucht habe, das allerdings bereits fünf Monate zurücklag. Aber mit solchen Nebensächlichkeiten geben sich meine Söhne prinzipiell nicht ab. Es stellte sich dann auch noch heraus, dass der Fräse mindestens ein halbes Jahr in Nepal bleiben werde, hingegen könne ich die Mutter von Töme ja einmal anrufen, er selber sei allerdings in der RS. Als ich ganz undamenhaft mit der Faust auf den Tisch schlug und zu einer Gardinenpredigt ansetzen wollte, rief Benjamin beschwichtigend: «Mami, mach doch kes Büro uf wege sonere Bagatel.»

Tömes Mutter war sehr nett am Telefon, weigerte sich jedoch standhaft, im Zimmer ihres Sohnes nach unseren Sachen zu fahnden. Sie mute sich nicht zu, in diesem Tohuwabohu etwas zu finden und ob ich nicht warten könne, bis der junge Mann Urlaub habe? Ich konnte – wenn auch zähneknirschend.

Also ich weiss nicht, ich weiss nicht, liebes Bethli. Wenn das so weitergeht, werde ich bestimmt ein Büro aufmachen – und zwar ein möglichst lukratives, damit ich die Grosszügigkeiten meiner Jungmannschaft zum Wohle sämtlicher Nachbarn und Freunde weiter unterstützen kann.

N. B.-H.



Zeit für einen Hotelplan-Katzensprung ins Tessin!

Geniessen Sie

Lugano ab Fr. 95.—

Weekend-Arrangements: 4 Tage (Freitag–Montag), Abfahrten jeden Freitag bis 22. Okt. 1976.

Midweek-Arrangements: 5 Tage (Montag–Freitag), Abfahrten jeden Montag bis 25. Okt. 1976.

Inbegriffen:

4 resp. 5 Tage, Basis Doppelzimmer mit Frühstück, Bahnbillett 2. Kl. ab den wichtigsten SBB-Stationen und zurück, Transfer vom Bahnhof zum Hotel und retour, Ausflug auf den Monte Generoso ab Capolago, Gepäckversicherung, Bedienungsgelder und Kurtaxen, usw.

Beratung, Prospekt, Anmeldung in Ihrer Hotelplan-Filiale in:

Hotelplan-Büros in:

Aarau, 064/24 66 46. Allschwil, 061/63 54 54. Baden, 056/22 23 63. Basel, 061/23 77 11. Bern, 031/22 76 24. Biel, 032/23 13 51. Brugg, 056/41 52 50. Chur, 081/22 72 22. Luzern, 041/23 75 45. Mels, 085/2 55 65. Schönbühl, 031/85 22 61. Spreitenbach, 056/71 57 30. St. Gallen, 071/22 61 61. St. Margrethen, 071/71 37 37. Thun, 033/23 50 21. Glattzentrum bei Wallisellen, 01/830 39 31. Winterthur, 052/23 66 34. Zürich, Seidengasse 13, b. Löwenplatz, 01/27 06 50. Zürich, Talacker 30, 01/27 14 50. Zürich, Badenerstr. 112, 01/39 36 36. Zürich, Shop-Ville, Bahnhofpassage 26, 01/27 12 30.

In Deutschland:

D-78 Freiburg i. Br., «Schwarzwald-City», 761/316 27.

oder in Ihrem Reisebüro

... alle Ferien. Ihre besonders

Ferienvorbereitungen

Auf meinem Kalenderzettel stand: «Suchen ist gefährlich. Man entdeckt manchmal etwas, das man gar nicht finden wollte.» Da ich häufig unter ganz unlogischen Vorstellungsverknüpfungen leide, machte ich mich sofort auf, um im Estrich für die bevorstehenden Sommerlager meiner beiden Söhne die nötigen Utensilien zusammensuchen. Ich zog meine älteste Arbeitsschürze an, steckte zwei Päckli Papiertaschentücher ein und knüpfte ein gelüftetes Kopftuch um. Alle diese Vorbereitungen traf ich eingedenk der Tatsache, dass ich den Estrich schliesslich nur alle zwei Jahre putze – und die zwei Jahre waren gerade wieder einmal um.

So wunderte ich mich, oben angelangt, auch nicht sonderlich über das Durcheinander, stieg tapfer über Skiausrüstungen, Schlittschuhe und den ausrangierten Puppenwagen unserer Jüngsten, um endlich in der Ecke, in der ich die Sommerausrüstungen versorgt hatte, zu landen. Zu finden hoffte ich ein Zweierzelt, den grossen Lederucksack, zwei Schlafsäcke und die Wanderschuhe. Letztere entdeckte ich sofort, stellte jedoch

mit einem kurzen Blick darauf fest, dass sie vermutlich zu klein sein würden. Ich kramte und räumte, schaute in jede Kiste und in sämtliche Koffer, konnte jedoch weder das Zelt, den Rucksack noch die Schlafsäcke finden. Nachdem ich eine gute halbe Stunde lang alles durchsucht und dabei pfundweise Staub aufgewirbelt hatte, gab ich es schliesslich auf und stieg verärgert in die Wohnung hinunter.

Entgegen den in Frauenzeitschriften immer wieder erwähnten Empfehlungen, Mann und Kinder in strahlender Laune zu begrüssen, den Tisch mit Blumen zu schmücken und die Lieben auf keinen Fall während des Essens mit Problemen (häuslichen notabene) zu belästigen, platzte ich schon bei der Suppe mit der Nachricht meiner erfolglosen, nachmittäglichen Suche heraus.

Mein Mann murmelte etwas von «Kein Wunder, bei der Saurordnung da oben», was ich grosszügig überhörte. Mirjam bekam einen roten Kopf und gestand, dass sie vor langer Zeit dem Köbi unsere Thermosflasche für die Schulreise ausgeliehen habe. Die beiden Söhne begannen ein längeres Palaver, wobei sich schliesslich herausstellte, dass der

Kinderbatterien

Liebe Lotty, ich habe vollstes Verständnis für Deinen Erststüchungsanfall (Beitrag in Nr. 24 über die Demonstration der Westschweizer Hühnerproduzenten vor dem Bundeshaus). Nein, mit solchen Mitteln lassen sich keine Sympathien gewinnen, schon gar nicht die Sympathien jener Leute, die auf die Hetzkampagne des Tierschutzvereins hereingefallen sind. Beruhige Dich und lies trotzdem weiter, ich habe bewusst provoziert.

Auch ich bin für den Tiererschutz, d. h. dagegen, dass Tiere unnötig gequält werden. Aber die grossangelegte Aktion für Bodenhaltung (offenbar ein gutes Werbepferdchen für gewisse Frauenzeitschriften) zeugt doch mehr von Sentimentalität denn realistischer Denkwesen. Um den Eierbedarf der Schweiz sicherzustellen, müsste, bei genügend Auslauf für jedes Huhn, doch wohl der Grossteil unserer Wiesen und Felder für Hühnerzucht verwendet werden – oder dann importiert man frisch-fröhlich weiter Eier zu Tiefstpreisen aus unsern Nachbarländern, wo die Hühner eben noch in Batterien gehalten werden dürfen. Dass unsere Hühnerbauern in jedem Fall zweiten

machen, ist klar, scheint aber leider kaum jemanden zu interessieren. Ich begreife deshalb ihren Zorn.

Als nächstes kommen wohl die Kälber und Kühe an die Reihe. Ich wüsste da einen Slogan für den Tierschutzverein. Wie wär's mit: «Jedem Kalb seine Muttermilch»? Da täte man wenigstens etwas Gutes gegen die Milchschwemme und für die Bundeskasse.

Müssten nicht eventuell gewisse Leute ihre romantische Einstellung vom Bauernleben begraben und einsehen lernen, dass mit einem Hühnerhof und fünf Schweinen und einigen Kühen und Kälbchen (den Barry nicht vergessen) vielleicht der Bauer selbst leben kann – wer aber ernährt dann den Städter? Ein Bauerngut ist ein Betrieb, der wirtschaftlich und rentabel sein muss – oder dann müssten viel mehr Leute bauern und vor allem viel weniger Leute in der Schweiz leben. Weisst Du, liebe Lotty, ich ersticke auch, aber viel eher, wenn ich gewisse Kinderbatterien (lies Spielplätze) vor gewissen Blocksiedlungen sehe.

Marianne

Auf was wartet der Westen?

Ignoranz, sagte einst Buddha, ist eine Sünde. Wie die meisten Europäer und deren Vorbilder, die Amerikaner, so hat auch Omalie in Nr. 22 sich dieser Sünde schuldig gemacht. In ihrer Anspielung auf den Nahost-Konflikt hat sie bewiesen, dass sie weder über Sachkenntnis noch über Gerechtigkeitssinn verfügt und sich allein auf die einseitige Meinung unserer offensichtlich stark infiltrierten Presse stützt. Vielleicht darf ich Omalie auf ein paar Tatsachen aufmerksam machen.

Die Zionisten meldeten 1919 ihre Ansprüche auf palästinensisches Territorium an, das von Saida (Libanon) bis Eilat und von der Mittelmeerküste bis Amman/Maan reichte. Die Gründe dafür sind im Alten Testament zu suchen. (sic!) Dass dieses Gebiet zu den fruchtbaren Teilen des Nahen Ostens gehört und Sand nur in der Wüste Negev und an der Küste zu finden ist, sei nebenbei bemerkt. Die Vereinten Nationen sprachen den Zionisten schliesslich 55 % des verlangten Gebietes zu! Seit jenem Zeitpunkt haben die Israelis durch Kriege stark expandiert und die Palästinenser systematisch aus ihrem eigenen Land vertrieben. Es hat hier keinen Sinn, die Geschichte des palästinensischen Volkes aufzurollen. Es sei nur darauf hingewiesen, dass David Ben Gurion in seiner Einführung zu «Israel Government Year-

book» 1951 sagte: «Es muss nun gesagt werden, dass der Staat nur auf einem Teil des Landes Israel etabliert wurde.» Und Menachim Begin, Kabinettsminister 1967, sagte 1955: «Ich glaube an einen Präventivkrieg, der ohne Zögern gegen die arabischen Staaten geführt werden sollte; dadurch werden wir zwei Ziele erreichen, 1. die Vernichtung der arabischen Macht und 2. die Expansion unseres Staates» etc. etc.

Omalie & Co. sind herzlich eingeladen, sich hier mit einigen meiner Bekannten zu unterhalten, die entweder noch Besitz in Israel haben, oder alles verloren haben oder aber Konfiskationsverfügungen des Staates Israel besitzen. Sie darf sich auch mit den Tausenden von palästinensischen Bauern unterhalten, die zu ungebildet sind, um sich anderswo zu assimilieren, und denen ihre kleinen oder grösseren Bauernhöfe weggenommen wurden. In ihren Camps bilden sie einen hervorragenden Nährboden für Terrorismus und Kommunismus.

Zum Schluss sei darauf hingewiesen, dass es der Ignoranz der amerikanischen Politik zu verdanken ist, dass dem Westen eines der wichtigsten Bollwerke gegen den Kommunismus verlorengeht. Der Kommunismus ist mit der arabischen Lebensweise und Philosophie unvereinbar (wie lange noch?), doch werden die Araber durch die Haltung des Westens gezwungen, Hilfe bei den ungeliebten Russen zu suchen, eine Hilfe, die immer mit Einfluss verbunden ist. Auf was wartet eigentlich der Westen noch? Auf neue Verzweigungstaten der Palästinenser?

Maximilian Eisen, Amman

Geben Sie ihr einen Korb!

Liebe Nina, Du hast im Nebi Nr. 24 die Romantik des Korbes nur noch nicht entdeckt. Man fühlt sich herrlich mit einem Korb am Arm! Mein Mann hat mir tatsächlich in den Ferien vor zwei Jahren in Südfrankreich einen Korb gekauft, eigentlich weiss ich gar nicht warum, aber ich fühlte mich schon damals so richtig wohl mit dem Korb am Arm. Vielleicht weil die Frauen in Südfrankreich alle einen Korb am Arm hatten, nicht die schrecklichen Plastictaschen wie bei uns. Ich glaube, ich habe noch nie jemanden mit meinem Korb gestossen oder gar verletzt. Ist es wohl in den Lauben in Bern so eng? Da rühme ich mir den Markt in St.Gallen, vor allem am Samstagmorgen zwischen halb acht und halb neun Uhr.

Wie machst Du es denn, liebe Nina, wenn Du nebst Kopfsalat und Tomaten Aprikosen und

Erdbeeren kaufst? Bei mir wären sicher mindestens zwei Sachen «verdrückt». Im Korb aber liegt alles viel besser. Und erst im Auto! Auf dem Vordersitz am Boden steht mein gepriesener Korb ganz sicher und ohne zu rutschen. Eine Tasche kippt mir ganz sicher schon in der ersten Kurve um. Im besten Fall leert sie einfach aus, im schlechteren kippt sie mir auf die Schaltung, und ich habe alle Mühe, sie während des Fahrens auf die andere Seite zu kippen.

Es lebe der Korb! Kathrin

Wo bleibt die Gleichberechtigung?

In einer Schweizer Frauenzeitschrift habe ich vor einiger Zeit eine Briefkasten-anfrage gelesen. Eine nicht mehr so ganz junge und nicht mehr so ganz schlanke und ranke Ehefrau mopst es, dass ihr Mann in den Gartenbädern so wohlgefällig jedes braungebrannte langbeinige und wohlproportionierte Bikinimädchen beaugapfle. Ihr Mann stelle doch sicher Vergleiche an, die natürlich ganz und gar zu Ungunsten der Angetrauten ausfallen. Vielleicht habe er sogar einmal Lust, es nicht mehr nur beim Betrachten der Mädchen zu lassen. Kurz, die Frau freut sich überhaupt nicht mehr an der Badezeit.

Die Zeitschrift antwortet der Frau, dass halt die Männer nun

einmal so seien. Sie solle sich nicht zu sehr sorgen, denn höchst selten wage der Mann einen Schritt mehr, sondern bleibe ja doch ein Braver und nehme mit dem vorlieb, was ihm zu Hause geboten werde.

Liebes Bethli, wo bleibt denn da die Gleichberechtigung? Ich würde dieser Frau eine ganz andere Antwort geben, nämlich ihr raten, mein eigenes Rezept auszuprobieren. Denn schliesslich sind wir Frauen ja auch nicht mit Blindheit geschlagen und sehen den Unterschied zwischen den gutgewachsenen jungen Burschen, die da in knappen Badehosen daherstolzieren, und unseren Männern, die ja meistens auch einige Jahrringe angesetzt haben. Kennst Du irgendein moralisches Gesetz, dass nur Männer hübschen Mädchen, jedoch wir Frauen nicht hübschen jungen Burschen nachschauen dürfen? Mein Mann räumt mir Gott sei Dank auch auf diesem Gebiet die gleichen Rechte ein, aber er hat doch beim erstmaligen ein bisschen erstaunt reagiert, als er meinen bewundernden Blicken folgte. (Es spricht wohl nicht ganz für meine totale Emanzipation, wenn ich dabei stets die Sonnenbrille aufbehalte, oder?)

NB. Dass mein Mann mir neben all dem jungen Gemüse doch weitaus am besten gefällt, gibt zur Hoffnung Anlass, dass es umgekehrt auch der Fall sei!

Elisabeth



«Du glaubst nicht, wie still es ist, wenn alle Kinder zur Schule gegangen sind.»